



**UvA-DARE (Digital Academic Repository)**

**Pathographie der Tropen : Literatur, Medizin und Kolonialismus um 1900**

Besser, S.

[Link to publication](#)

*Citation for published version (APA):*

Besser, S. (2009). Pathographie der Tropen : Literatur, Medizin und Kolonialismus um 1900.

**General rights**

It is not permitted to download or to forward/distribute the text or part of it without the consent of the author(s) and/or copyright holder(s), other than for strictly personal, individual use, unless the work is under an open content license (like Creative Commons).

**Disclaimer/Complaints regulations**

If you believe that digital publication of certain material infringes any of your rights or (privacy) interests, please let the Library know, stating your reasons. In case of a legitimate complaint, the Library will make the material inaccessible and/or remove it from the website. Please Ask the Library: <https://uba.uva.nl/en/contact>, or a letter to: Library of the University of Amsterdam, Secretariat, Singel 425, 1012 WP Amsterdam, The Netherlands. You will be contacted as soon as possible.

## Moskitos, Parasiten und Menschen

### *Zum metonymischen Imaginarium der kolonialen Bakteriologie*

Auch die Pathographie der Tropen kennt ihre eingebildeten Kranken. In Dietrich Hafners Boulevardstück *Kolonialkrank* von 1899 glaubt sich der Berliner Rentier Sellin von dem tödlichen „Jela-kwa-tula“-Fieber befallen, das Zeitschriftberichten zufolge gerade am Oberlauf des Kongo wütet. Einwände seiner Familie, sein afrikanisches Fieber sei bloße Einbildung, weist er unbeirrt zurück. Sellin hat die tropenmedizinische Fachliteratur studiert und weiß, dass seine dauernde „Schlafsucht“ und Nackenschmerzen sowie sein „Wechselfieber“ genau mit den Symptomen der tropischen Epidemie übereinstimmen. Das Prunkstück seiner Selbstdiagnose allerdings ist die Rekonstruktion des Infektionsweges. Er müsse sich, so Sellin, beim Besuch der jüngsten Kolonialausstellung mit der Krankheit angesteckt haben. Dorthin sei das Fieber von den Schwarzen „mitgebracht“ worden und er habe sich dann beim Kriechen durch die Negerhütten und dem gemeinsamen Kochen mit den Suahelis infiziert. Als es sich der hypochondrische Hausvater bereits heftig gähnend auf dem Totenbett bequem macht, ergreift der Verehrer seiner Tochter, ein junger Mediziner, die Gelegenheit, sich mit einer alkoholbasierten Wunderheilung als famoser Arzt und ebensolcher Schwiegersohn zu empfehlen.<sup>1</sup>

Oberflächlich betrachtet nimmt Hafners Stück die Tropenkrankheit seines Protagonisten nicht viel ernster als dessen Familienangehörige es tun. Bei Sellins Infektion handelt es sich nämlich um eine wörtlich genommene Anspielung auf das „Kolonialfieber“, das zu dieser Zeit in den bürgerlichen Kreisen der deutschen Hauptstadt um sich griff, eine kolonialsatirische Metapher also.<sup>2</sup> Zugleich stellt Sellins scheinbar so lächerliche Infektionsphantasie aber auch einen interessanten Reflex der zeitgenössischen Sorge vor einem möglichen „Import von Tropenkrankheiten“<sup>3</sup> nach Deutschland dar, den Mediziner damals durchaus für möglich hielten. Denn das Unwahrscheinliche könnte nicht zum Schenkelklopfen reizen, wenn es nicht zugleich auch das Mögliche wäre, und was im höchsten Maße lächerlich erscheint, muss zunächst einmal überhaupt *denkbar* geworden sein. Es bleibt zwar im Dunkeln, auf welche Weise genau Sellin sich angesteckt haben will und ob dabei Bakterien, mikrobiologische Parasiten oder andere Infektionsstoffe im Spiel gewesen sein sollen. Auf irgendeine Weise muss die Tropenkrankheit jedenfalls von den Schwarzen nach Berlin „mitgebracht“ und dort übertragen worden sein. Und das ist eine Vorstellung, die zu Zeiten miasmatischer Krankheitslehren und unter dem Paradigma der geographischen Pathologie schlechterdings undenkbar gewesen wäre: ein afrikanisches Fieber auf deutschem Boden.

Hafners satirischer Kolonialschwank ist somit ein literarisches Dokument des „bakteriologisch-parasitologischen Paradigmas“<sup>4</sup>, das in 1890er Jahren zum epistemischen Zentrum der Tropenmedizin wurde und die Erforschung von Krankheiten

<sup>1</sup> Hafner, *Kolonialkrank. Lustspiel in einem Aufzuge* (1899), S. 9f.

<sup>2</sup> Zur Metaphorik des „Kolonialfiebers“ vgl. den Abschnitt „Pathologien des Kolonialismus“ in Kapitel 2.

<sup>3</sup> Rasch, „Einfluss des Tropenklimas“, S. 745.

<sup>4</sup> Sarasin u.a., „Bakteriologie und Moderne. Eine Einleitung“, S. 37.

wie der Malaria und der Schlafkrankheit anleitete, zwei Leiden übrigens, aus denen die Symptomatik des imaginären „Jela-kwa-tula-Fieber“ zusammengefügt zu sein scheint. Wie Nancy Stepan gezeigt hat, führte die Etablierung dieses Paradigmas zu einem grundlegenden Wandel in der „visuellen Ikonographie“<sup>5</sup> des Tropisch-Pathologischen. In der medizinischen Fachliteratur traten an die Stelle von Landkarten und ausführlichen Beschreibungen der Verbreitungsmuster von Krankheiten um 1900 Abbildungen mikrobiologischer Krankheitserreger, ihre Reproduktionszyklen und der Insekten, die sie übertrugen; die Tropen, so Stepan, „wurden“ so buchstäblich die Krankheitserreger.<sup>6</sup> Darüber hinaus veränderten sich aber, was in diesem Kapitel besonders interessieren wird, die Assoziationsmuster des Pathologischen im Allgemeinen. So wie die Tropen auf neue Weise die Krankheitserreger *sein* konnten, wurde es auch möglich, metonymische Beziehungen zwischen Moskitos, Parasiten und Menschen herzustellen, die zuvor schlechterdings nicht denkbar oder sagbar gewesen waren.

In vielen jüngeren Studien zur Rhetorik und Poetik des bakteriologischen Wissens freilich stehen vor allem *metaphorische* Assoziationsverhältnisse im Mittelpunkt, mitunter mit solcher Ausschließlichkeit, als sei der Begriff „Metapher“ synonym mit figuraler Rede überhaupt. Inzwischen klassisch in dieser Hinsicht sind die Ausführungen des Wissenssoziologen und Mediziners Ludwik Fleck über die „primitiven Kampfbilder“ der bakteriologischen Immunitätswissenschaft zu Anfang des 20. Jahrhunderts. Deren Begriff der Infektionskrankheit sieht Fleck von einer schematischen und letztlich mythischen Auffassung von Organismen als geschlossenen biologischen Einheiten bestimmt, die einer Bildsprache von „Angriff“ und „Verteidigung“ generiere.<sup>7</sup> Auf die Analyse von Metaphern fokussiert auch Laura Otis' Studie *Membranes*, in der das Zusammenspiel bakteriologischer Infektionsängste und politischer und literarischer Metaphern der „Invasion“ bei der Entstehung eines neuen, 'geschlossenen' Identitätsmodells um die Jahrhundertwende untersucht wird.<sup>8</sup> Christoph Gradmanns einschlägige Arbeiten zu bakteriologischen Rhetoriken in fachwissenschaftlichen und politischen Diskursen des Kaiserreiches konzentrieren sich ebenfalls vor allem auf Metaphern des Krieges und der Feindschaft.<sup>9</sup> Philipp Sarasin schließlich hat in seinen theoretisch komplexen und ergiebigen Untersuchungen die „metaphorischen Technologien“ der frühen Bakteriologie in den Blick genommen, mit denen diese Disziplin neue Wissensobjekte wie Bakterien erzeugte und sprachlich stabilisierte, etwa durch aus anderen Kontexten entlehnte Metaphern der Invasion, Einschleppung oder Vergiftung.<sup>10</sup> Insofern dabei auch Metaphern ethnischer und rassischer Differenz zum

---

<sup>5</sup> Vgl. zu dieser Entwicklung Stepan, *Picturing Tropical Nature*, S. 158-172 (hier S. 167).

<sup>6</sup> „In effect, the pathology of the tropics was visually literatized; the tropics *became* the pathogens.“ (Stepan, *Picturing Tropical Nature*, S. 167)

<sup>7</sup> Fleck, *Entstehung*, S. 79, siehe auch S. 156. Fleck gebraucht den Begriff der Metapher selbst nicht, er ist aber die rhetorisch zutreffende Bezeichnung für die „Bilder“, von denen er spricht.

<sup>8</sup> Otis, *Membranes. Metaphors of Invasion in Nineteenth-Century Literature, Science and Politics*.

<sup>9</sup> Vgl. Gradmann, *Krankheit im Labor*, v.a. S. 341-345 sowie die Aufsätze „Unsichtbare Feinde. Bakteriologie und politische Sprache im deutschen Kaiserreich“ und „‘Auf Collegen, zum fröhlichen Krieg’. Popularisierte Bakteriologie im Wilhelminischen Zeitalter“.

<sup>10</sup> Sarasin, „Infizierte Körper, kontaminierte Sprachen“ und „Die Visualisierung des Feindes“.

Einsatz kamen, war dem Wissensgegenstand Bakterium Sarasin zufolge von Anfang an ein „rassistisches Imaginäres“ eingeschrieben.<sup>11</sup>

Man muss die besondere Bedeutung von Metaphern bei der Erzeugung von medizinischem Wissen und Konstruktionen von Alterität indes nicht bestreiten, um auf eine besondere Affinität des neuen bakteriologischen Infektionsbegriffes zu *metonymischen* Denkweisen und Assoziationsmustern aufmerksam zu werden. Während die Metapher als Trope der Ähnlichkeit auf dem Prinzip des Vergleiches zwischen verschiedenen Gegenstandsbereichen beruht, stellt die Metonymie als Trope der Kontiguität und fokussierenden Bedeutungsverschiebung Sinnbezüge entlang tatsächlicher Kausal- und Gegenstandsrelationen her. Dieses Prinzip der Bedeutungsverschiebung, so lautet die zentrale Überlegung dieses Kapitels, entsprach in besonderer Weise dem parasitologischen Konzept der Infektionskette bzw. des Infektionskreislaufs, das um 1900 im Kontext der Tropenmedizin entwickelt wurde. Im Fall der Malaria reichte die Folge der Bedeutungsverschiebungen von den spezifischen Erregern, die als Wesen der Krankheit *selbst* identifiziert wurden, über die Moskitos als Wirtstiere der Mikroben bis hin zu den menschlichen Infizierten; die Körper der Eingeborenen wurden dabei im Diskurs der westlichen Tropenmedizin häufig als „Reservoirs der Krankheit“<sup>12</sup> und besonders infektiös beschrieben. Diesen Verschiebungen lagen zwei metonymische Assoziationsbeziehungen verschiedener Ordnung zugrunde: zunächst und grundlegend eine Identifizierung der Erreger mit ihrer Funktion und Wirkung, d.h. der Krankheit; und, davon abgeleitet, eine metonymische Ersetzungsbeziehung von ‘Gefäß’ und ‘Inhalt’, durch die infizierte Körper zu Metonymien der Krankheit stilisiert werden konnten.

In notwendiger Verkürzung einer sehr umfangreichen interdisziplinären Debatte über Definition und Verhältnis der beiden Tropen gehe ich im folgenden von der gängigen Minimaldefinition der Metapher als einer Figur der Ähnlichkeit und des Vergleichs und der Metonymie als Figur der Bedeutungsverschiebung entlang realer bzw. für wahr gehaltener Kausal-, Sinn-, und Sachbezüge aus.<sup>13</sup> Das heißt nicht, dass die Metonymie auch tatsächlich eine ‘wahrere’ oder weniger poetische Form der Rede darstellte als die Metapher. Gerade die Metonymie kann als Trope der Halbwahrheiten dienen, der ideologischen Stilisierung materieller Zusammenhänge und der Erzeugung rassistische Stereotype, die ein (vermeintliches) Merkmal einer Menschengruppe zum Signifikanten imaginierten Identitäten machen. Mit Metonymien kann man, um eine Formulierung Philipp Sarasins aufzugreifen, „von kleinen Stückchen der Realität auf das ‘Ganze’ des Andern zu schließen und so das phantasmatische Verhältnis einer fundamentalen Differenz ... errichten, einer scheinbar notwendigen Zäsur.“<sup>14</sup> Gerade *weil*

---

<sup>11</sup> Sarasin, „Die Visualisierung des Feindes“, S. 453. Sarasin zitiert in diesem Zusammenhang einen von Rudolf Virchow aus einem französischen Text übernommenen Vergleich von Bakterien mit einer Horde „Sudanesen“ (S. 450). Ich bin bei meinen Untersuchungen auf keine *direkten* Vergleiche von Mikroben mit afrikanischen Eingeborenen gestoßen.

<sup>12</sup> Vaughan, *Curing their Ills*, S. 39.

<sup>13</sup> Vgl. Lakoff/Johnson, *Metaphors We Live By*, S. 35-40.

<sup>14</sup> Sarasin, „Zweierlei Rassismus?“, S. 71. Sarasin erläutert in diesem Artikel unter Rückgriff auf Žižek, Lacan, Laclau und Mouffe den notwendig imaginären Charakter rassistischer Selektionen. Foucault habe diesen in seiner Theorie einer rein funktionalen biopolitischen Selektion außer acht gelassen. Auf die Figur der Selektion komme ich im folgenden Kapitel im Abschnitt „Parasitenträger und Kulturträger (Duala 1910)“ noch zurück.

die „Artikulationsverschiebungen“<sup>15</sup> und „Fokusverschiebungen“<sup>16</sup>, die diese Trope ermöglicht, oft transparent bleiben und kaum als rhetorische Verfahren erkennbar werden, können Metonymien um so effektiver an der Gestaltung diskursiver Wirklichkeiten mitarbeiten; gerade *weil* sie offensichtlich scheinen, lenken sie unbemerkt den Blick. Ein guter Teil des wissenschaftshistorisch so genannten „biomedizinischen Reduktionismus“<sup>17</sup> bzw. „Ursachenwahns“<sup>18</sup> der Bakteriologie, d.h. deren exklusive Fokussierung auf Mikroben und ihre Übertragung, verdankte sich metonymischen Denkmustern und Fokusverschiebungen. Diese konnten Vorstellungen kausaler *Linearität* gegen logisch komplexere epidemiologische Erklärungsansätze unempfindlich machen und so im tropisch-kolonialen Kontext im Zusammenspiel mit rassenpathologischen Denkfiguren ein besonderes Aggressionspotential entwickeln, indem sie die deutschen Kolonisatoren als das eigentliche Ziel einer gegen sie gerichteten Infektionsbewegung erscheinen lassen konnten.

Ich will die Funktionsweise dieser metonymischen Assoziationsmuster im interdiskursiven Imaginarium der kolonialen Bakteriologie in diesem Kapitel anhand zweier um 1910 erschienener Texte untersuchen, die beide auf sehr unterschiedliche Weise von der Malaria handeln: einem populärwissenschaftlichen Text des Mediziner H. Krauss über „Die Malaria“ von 1911 und der Kolonialnovelle *Sumpffieber* des österreichisch-ungarischen Schriftstellers Hermann Bessemer 1909. In beiden Texten spielt das „semantische Prinzip“<sup>19</sup> der Metonymie bei der Repräsentation der Krankheit eine wichtige Rolle. Beide sind außerdem in verschiedenem Ausmaß als „Bildtexte“<sup>20</sup> im Sinne W.J.T. Mitchells zu betrachten, d.h. sie lassen verschiedene Repräsentations- und Zeichensysteme gemeinsam und mit synergetischen Effekten an der Darstellung ihres Gegenstandes arbeiten, der Infektion.

## Tropen der Infektion

Als der deutsche Mediziner und Tropenarzt H. Krauss im Jahr 1911 für *Kolonie und Heimat*, die Zeitschrift des Frauenbundes der Deutschen Kolonial-Gesellschaft, einen Artikel mit dem Titel „Die Malaria“ verfasste, stand er vor einer ähnlichen Aufgabe, wie Robert Koch bei seinem Vortrag vor der Deutschen Kolonial-Gesellschaft gut zehn Jahre zuvor: ein kolonialinteressiertes Laienpublikum mit dem aktuellen Stand des medizinischen Wissens über die „Hauptkrankheit“<sup>21</sup> der deutschen Kolonialgebiete vertraut zu machen. Krauss konnte dabei, wie er in seinem Text erwähnte, auch auf eigene praktischen Erfahrungen im Umgang mit dieser Krankheit zurückgreifen, denn zwischen 1905 und 1907 hatte er als Bahnarzt im Dienst der Firma Ph. Holzmann & Co.

<sup>15</sup> Biebuyck, *Die poetische Metapher*, S. 251. Vgl. auch Biebuycks Ausführungen zur geringeren „Störungskapazität“ der Metonymie im Verhältnis zur Metapher (S. 525f.).

<sup>16</sup> Burckhard, „Zwischen Poesie und Ökonomie“, S. 183. Metonymische Fokusverschiebungen können laut Burckhard dazu dienen, „Negativmerkmale zu fokussieren und deren Träger mit diesen zu identifizieren“ (S. 182).

<sup>17</sup> Mendelsohn, „Von der ‘Ausrottung’ zum Gleichgewicht“, S. 241.

<sup>18</sup> Fleck, *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache*, S. 43.

<sup>19</sup> Für eine solche Erweiterung des Konzeptes der Metonymie, die ich meiner Analyse hier zugrunde lege, plädiert Burckhardt, „Zwischen Poesie und Ökonomie“, v.a. S. 183f.

<sup>20</sup> Mitchell, *Picture Theory*, S. 89, vgl. 83-107.

<sup>21</sup> Mühlens, [Peter], „Malaria“, S. 483.

den Bau der Eisenbahnstrecke zwischen Daressalam und Mogoro begleitet.<sup>22</sup> Die meisten der rund 200 europäischen Bahnarbeiter litten an der Malaria, die mehreren tausend afrikanischen Arbeitskräfte, viele von ihnen Zwangsarbeiter, unter oft tödlich verlaufenden Magendarmerkrankungen und Lungenentzündungen.<sup>23</sup>

Krauss' Artikel ist nur zwei Seiten lang und stellt zugleich ein sehr voraussetzungsreiches und komplexes Ensemble von Text, Bildern, Diagrammen und typographischen Elementen dar. Direkt unter der dick gedruckten Überschrift „Die Malaria“ beginnt der Artikel, von links oben gelesen, mit der etwas mehr als spaltenbreiten Abbildung eines „Anopheles“-Moskito in Seitenansicht und, laut Bildunterschrift, in „sechsfacher Vergrößerung“ (Abb. 17). Im direkt unter dieser Abbildung beginnenden Text skizziert der Autor zunächst die koloniale Bedeutung der Krankheit und der Entdeckung ihrer mikrobiologischen Ursachen. Es folgen eine detaillierte Beschreibung des Vermehrungszyklus der Malariaparasiten im Körper von Mensch und Mücke und schließlich genauere Angaben zur Chininbehandlung der Malaria und ihrer Prophylaxe. Der Artikel enthält außerdem noch fünf weitere Illustrationen. Eine von ihnen zeigt die Stechwerkzeuge des weiblichen, blutsaugenden Anopheles-Moskito; eine weitere drei Fieberkurven der „Tropika“, „Tertiana“ und „Quartana“; eine vierte die Darstellung der korrekten Anbringung eines Moskitonetzes in Giebeldachform; eine fünfte ein Diagramm zur „Entwicklung des Tertiana-Parasiten“ und eine sechste schließlich verschiedene optische Merkmale zur Unterscheidung von Culex- und Anopheles-Moskito. Mehr medizinisches, hygienisches und kolonialpraktisches Wissen dürfte sich auf zwei großen illustrierten Zeitschriftenseiten wohl schwerlich unterbringen lassen.

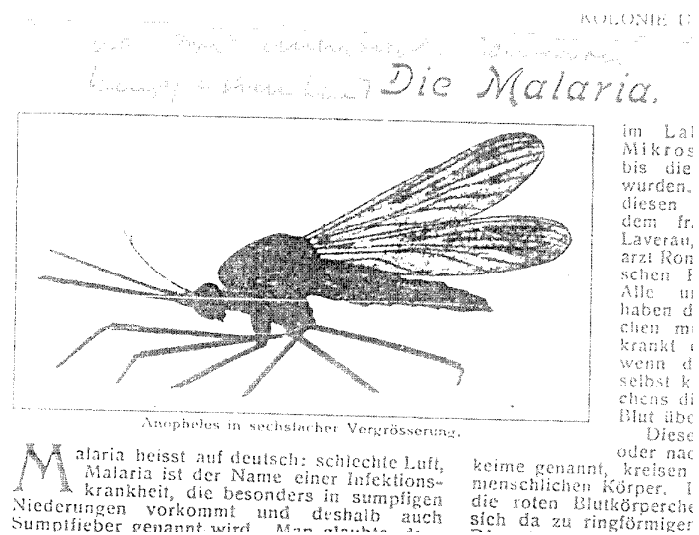


Abb. 17: Krauss, „Die Malaria“ (S. 2)

<sup>22</sup> Zur medizinischen Betreuung und den dramatischen gesundheitlichen Umständen dieses Bahnbaus siehe Eckart, *Medizin und Kolonialimperialismus*, S. 351f.

<sup>23</sup> Eckart, *Medizin und Kolonialimperialismus*, S. 350f.

Der Text des Artikels ist fast durchgängig im Register der sachlichen populärwissenschaftlichen Erläuterung verfasst. In diesem nüchternen sprachlichen Ambiente fällt eine rhetorisch opulent gestaltete Passage zu Beginn des Textes besonders auf. Sie fasst den aus medizinischer wie kolonialer Perspektive wichtigsten Moment des Krankheitsgeschehens, die Infektion der deutschen Opfer mit der potentiell tödlichen Krankheit, in folgende Worte:

Obwohl wir in Deutschland selbst wenig Malaria haben, ist die Krankheit uns seit dem Erwerb von Kolonien sehr verhängnisvoll geworden. Viele Söhne des deutschen Volkes, die voll Begeisterung für Deutschlands Ruhm übers Meer gezogen sind, wurden drüben von der tückischen Krankheit weggerafft. Nicht in offener Feldschlacht sanken sie dahin, vom Speer des Feindes getroffen; auf kummervollem Krankenlager, fern von der Pflege ihrer Lieben, siechten sie dahin und erlagen dem Stich einer winzigen unscheinbaren Mücke, des Moskito.<sup>24</sup>

Den rhetorischen Dreh- und Angelpunkt dieser Passage bildet eine antithetische Analogiebildung, die Gegenüberstellung von Kolonialkrieg und Malariainfektion, die wiederum auf einem Ähnlichkeitsverhältnis von „Speer“ und „Stich“ beruht. Wie zur visuellen Supplementierung der Passage zeigt die direkt darunter platzierte zweite Abbildung des Artikels in starker Vergrößerung die Stechwerkzeuge eines weiblichen „Anopheles makulipennis“. Auf der Ebene des Textes lässt die Analogiebildung Mücken und Eingeborene als gemeinsame Feinde der deutschen Kolonisation erscheinen, wobei im kulturellen Hintergrund der Passage verschwommen der Siegfried-Mythos erkennbar wird, der ebenfalls von einem „heimtückischen“, mit einer Stichwaffe vorgetragenen Angriff auf einen deutschen Helden handelt. Die mit „Speeren“ bewaffneten afrikanischen Eingeborenen wiederum geraten durch die Analogiebildung mit den Mücken in die assoziative Nähe der *umwelt*bedingten Hindernisse der deutschen Kolonisation, ganz ähnlich wie Frantz Fanon das einmal für die französische Kolonialideologie beschrieben hat:

Die feindliche, widerspenstige, zutiefst rebellische Natur wird in den Kolonien durch den Busch, die Moskitos, die Eingeborenen und die Fieber-Krankheiten repräsentiert. Die Kolonisierung ist gelungen, wenn diese ganze unbezähmbare Natur schließlich doch niedergezwungen ist. Eisenbahnlinien durch den Urwald, Trockenlegung der Sümpfe, politische und wirtschaftliche Nichtexistenz der Eingeborenen – das ist in Wirklichkeit alles ein und dasselbe.<sup>25</sup>

Das entscheidende an diesem Assoziationsmuster ist für Fanon, dass die Kolonisierten so zu einem Element der „*natürlichen* Kulisse“ für das Erscheinen des *eigentlichen* Menschen (des Europäers bzw. Franzosen) degradiert und dehumanisiert werden. Fanon beschreibt eine Analogiebildung, in der „Moskitos“, „Fieber“ und „Eingeborene“ jeweils als Repräsentanten einer widerständigen „Natur“ der Kolonien figurieren. Mit den Mitteln bakteriologischen Wissens konnte das Verhältnis dieser Größen aber auch zu einem materiellen Zusammenhang ausgestaltet werden. Dieser Zusammenhang ist es, den ich das metonymische Imaginarium der kolonialen

---

<sup>24</sup> Krauss, „Die Malaria“, S. 2.

<sup>25</sup> Fanon, *Die Verdammten dieser Erde*, S. 211 [Kursivierung im Original].

Bakteriologie nennen will, wobei „Bakteriologie“ in diesem Fall nicht nur eine medizinische Fachdisziplin sondern die interdiskursive Verbreitung des Wissens von der Übertragbarkeit von Krankheiten durch mikroskopische Erreger im Allgemeinen meint.

Bakteriologische Kampfmetaphern finden sich um 1900 nicht nur in populärwissenschaftlichen Texten wie Krauss' Artikel sondern überall in der fachmedizinischen Rede von der Malaria, mit einem deutlichen Schwerpunkt auf den Topoi der Eroberung und Vernichtung. In ihrer imaginierten Räumlichkeit platzierten diese Metaphern die europäischen Kolonisatoren und die tropischen Krankheitserreger oft als Gegner auf einem immensen Schlachtfeld, aus dem die Züge einer von Menschen geformten Kulturlandschaft verschwanden. Der Oberstabsarzt Otto Panse in Ostafrika etwa schrieb 1902, mit „Mikroskop und Chinin“ ausgerüstete Europäer befände sich jetzt „der Malaria gegenüber in ähnlicher Lage, wie der siegreiche Eroberer und Beherrscher eines unkultivierten Landes, der in seinem Fort leidlich sicher ist, es aber nicht unbewaffnet verlassen kann.“<sup>26</sup> Robert Koch, der die Malaria vor allem durch Chininprophylaxe (die „Koch'sche Methode“) bekämpfen und womöglich ausrotten wollte, bediente sich im Abschlussbericht seiner Malariaexpedition von 1898 konsequent einer militärstrategischen Ausdrucksweise, die bis ins Detail jener militärischen Rede von der Kontrolle „obligatorischer Passagepunkte“<sup>27</sup> gleicht, die Bruno Latour als Merkmal des bakteriologischen Hygienediskurses beschrieben hat. Man müsse herausfinden, so Koch, „wie die Parasiten in den Menschen hineinkommen, damit wir eventuell den Weg, den sie zu machen haben, irgendwo abschneiden können“ und sich über die „Schlupfwinkel und Verstecke unseres Feindes“ zu orientieren, um so „den Vernichtungsfeldzug gegen denselben aufnehmen zu können.“ Im Zuge einer hygienischen Offensive gegen die Malaria werde man allmählich „immer mehr Plätze besetzen und die Operationsbasis ausdehnen können“<sup>28</sup> bis zur schließlichen Eroberung des gesamten Geländes. Auch der Kameruner Regierungsarzt Hans Ziemann, der Robert Kochs Chininpläne für zu einseitig und undurchführbar hielt, griff auf militärische Metaphern zurück, um eine variantenreichere Bekämpfung der Malaria zu empfehlen: „Der Feldherr, der in der Schlacht den Feind bekämpfen will, er wird ihn nicht durch seine Infanterie allein angreifen, sondern auch durch seine Kavallerie und Artillerie und unter Benutzung aller Hilfsmittel, die ihm die moderne Technik gibt.“<sup>29</sup> Über alle Unterschiede in den Auffassungen zur besten Form der Bekämpfung der Malaria hinweg war jedenfalls unbestritten, dass es sich um einen Kampf oder Krieg zu handeln habe.

---

<sup>26</sup> Panse, „Die Malaria unter den Eingeborenen in Tanga“ (1902), S. 425. Zu Panses aufgrund beschränkter Ressourcen wenig erfolgreichen Versuchen zur Malariabekämpfung in Daressalam vgl. Eckart, *Medizin und Kolonialimperialismus*, S. 304f.

<sup>27</sup> Latour, „Krieg und Frieden“, S. 157ff.

<sup>28</sup> Koch, *Ergebnisse der vom deutschen Reich ausgesandten Malaria-Expedition* (1900), in: *Gesammelte Werke*, Bd. 2.1, S. 442, 447. Zu Robert Kochs Plänen für eine „Ausrottung“ der Malaria vgl. Mendelsohn, „Von der ‘Ausrottung’ zum Gleichgewicht“, S. 265f. Mendelsohn weist darauf hin, dass der britische Malariaexperte Ronald Ross sich schon zu Beginn des Jahrhunderts gegen die „allgemeine wissenschaftliche Meinung“ ausgesprochen habe, indem er ein multikausales Modell der Entstehung von Malariaepidemien entwickelte. Dieses Modell war nicht auf eine „Ausrottung“ der Krankheit gerichtet, sondern ging aufgrund mathematischer Analysen davon aus, dass die Verbreitung der Malaria vor allem von der örtlichen Dichte der Anophelespopulation abhinge (S. 265).

<sup>29</sup> Ziemann, *Wie erobert man Afrika für die weiße und farbige Rasse?* (1907), S. 24.



Verglichen mit diesen Strategiekonzepten und metaphorischen Waffenarsenalen nimmt sich Krauss' Analogie von Stich und Speer fast etwas altertümlich aus. Wohl gewählt ist sie aber trotzdem, denn sie erlaubt es dem Autor, die Bilderrede des Stechens im weiteren Verlauf des Artikeltextes auch auf einer anderen, der mikrobiologischen Ebene fortzuführen. Zum Entwicklungszyklus der Malariaparasiten im Körper von Mensch und Mücke erklärt Krauss zunächst, dass sich die „Malariakeime“ nach dem Stich des Moskito in die roten Blutkörperchen (Erythrozyten) des Menschen „einbohren“ und diesen Vorgang nach ihrer ungeschlechtlichen Vermehrung in denselben und dem Zerplatzen der Blutkörperchen in anderen Erythrozyten wiederholen. Mit dem erneuten Stich eines Moskito wieder in den Körper einer Mücke gelangt, „dringen“ die ‘männlichen’ „Mirkogametocyten“ im Zuge der geschlechtlichen Vermehrung in die ‘weiblichen’ „Makrogameten“ ein. Aus den befruchteten Makrogameten entwickeln sich die sogenannte „Zygoten“, die sich in die Magenwand der Mücke „einbohren“. Die so gereiften „Sporoplasten“ platzen auf und geben neue Sichelkeime frei, die „mit dem nächsten Stiche des Moskito mit dessen Speichel unter die Haut des Menschen eingespritzt werden.“<sup>30</sup> Der Reproduktionsprozess der Malaria-Parasiten besteht in dieser Darstellung im wesentlichen aus einer Reihe gewaltförmiger Grenzüberschreitungen und Prozessen des Eindringens in fremde Körper, die den von Ludwik Fleck geschriebenen „Kampfbildern“ der Bakteriologie ähneln. Gerade im Fall der Malariaplasmodien indes hielt Fleck, wie sich gleich noch genauer zeigen wird, solche Entgegensetzungen des Eigenen und Fremden für biologisch durchaus unangemessen.

Doch zunächst ist es nötig, sich die Funktionsweise der Krausschen Bilderrede noch etwas genauer anzusehen. Unter dem Eindruck der vielfältigen Bedeutungseffekte der Analogie von Stich und Speer kann man nämlich leicht übersehen, dass diese selbst auf *metonymischer* Basis zustande kommen. Schließlich erlagen die „Söhne des deutschen Volkes“ in Afrika *nicht* dem an sich höchstens unangenehmen „Stich“ eines Moskito sondern den Folgen eines komplexen biologischen Prozesses, der durch die Übertragung von Malariaparasiten beim Blutmahl eines weiblichen Moskito in Gang gesetzt werden konnte. Der „Stich“ als „obligatorischer Passagepunkt“ (Latour) der Mikroben ist hier eine Metonymie der Infektion, die unerwähnt lässt, dass nicht alle Moskitostiche Erreger übertragen. Es handelt sich hier um eine metonymische Fokusverschiebung, die es Krauss im nächsten auch Satz erlaubt, „den“ Moskito als „Feind“<sup>31</sup> der Menschheit im Allgemeinen zu bezeichnen. Auf entsprechende Weise wird „der Moskito“ im Bildtext von Krauss' Artikel auch selbst zu einer Metonymie der Krankheit. Insbesondere die Moskito-Illustration am Beginn des Textes, platziert direkt unter der Überschrift „Die Malaria“, wird so als eine „ikonische Metonymie“<sup>32</sup> der Malaria erkennbar. Tatsächlich hat diese erste Abbildung des Textes im Verhältnis zu allen anderen den geringsten informativen oder erläuternden Gehalt; sie figuriert vor allem als eine emblematische Verkörperung der Malaria selbst.

Krauss' Moskito ist damit ein gutes Beispiel für die neue „visuelle Ikonographie“ (Stepan) der Tropenkrankheiten, die sich um 1900 unter den Bedingungen des bakteriologischen Wissens entwickeln konnte. Ähnliches gilt für zahllose andere

<sup>30</sup> Krauss, „Die Malaria“, S. 2.

<sup>31</sup> Krauss, „Die Malaria“, S. 2.

<sup>32</sup> Burckhardt, „Zwischen Poesie und Ökonomie“, S. 191.

Moskito- und Insektendarstellungen im tropisch-kolonialen Kontext aus derselben Zeit. Auf dem Heftumschlag einer Publikation von Robert Kochs Bericht *Über meine Schlafkrankheits-Expedition* von 1908 zum Beispiel waren vier sorgfältig wie Trophäen aufgereichte Moskitos der Gattung „*Glossina palpalis*“ zu sehen, Überträgerorganismen der Schlafkrankheit. So wichtig eine genaue Kenntnis und photographische Dokumentation der Überträger aus medizinischer Sicht auch war, wird hier doch zugleich ein ähnlicher darstellerischer Überschuss wie am Beginn von Krauss' Artikel sichtbar: die Tsetsefliege wird zu einer ikonischen Metonymie der Krankheit. Ähnliches lässt sich auch in nicht-medizinischen Texten beobachten. So tanzen die Moskitos in Robert Müllers *Tropen-Roman* als Metonymien des Tropenfiebers bedeutungsvoll einen „Cancan“ auf den Handgelenken Jack Slims, der gerade dazu ansetzt, dem Erzähler Brandlberger seine Fieberlehre von der großen Gesundheit der kranken Tropen zu erläutern.<sup>33</sup> Zugleich öffneten sich mit der Krankheitsfigur des Moskito neue, kontingente Assoziationsfelder des Pathologischen: Moskitos können stechen und die Kolonisatoren deshalb an die Speere der Eingeborenen erinnern; sie können Parasiten 'heranziehen' und deshalb als weiblich erscheinen, zumal nur weibliche Mücken Erreger übertragen<sup>34</sup>; sie sind klein, schwer zu sehen und kaum greifbar und deshalb auch den noch viel kleineren und unsichtbaren Parasiten selbst ähnlich etc. Ihre metonymische Bedeutung im Netzwerk der pathologischen Assoziationen allerdings war exklusiv abgeleitet von dem pathogenen Inhalt, den sie transportierten, dem Krankheitserreger als der eigentlichen, der ursprünglichen Metonymie und Verkörperung der Malaria.

### Die Verkörperung der Krankheit im Erreger

Um die Neuordnung der Repräsentationsverhältnisse der Infektionskrankheiten nach 1900 zu analysieren, bietet sich das semiotische Modell der Signifikantenkette an, auf das schon Philipp Sarasin in seiner Untersuchung der „metaphorischen Technologien“ der frühen Bakteriologie zurückgegriffen hat. Mit Bezug auf Lacans Denkfigur des Gleitens der Signifikanten über den Signifikanten und Derridas Konzept der *différance* beschreibt Sarasin, wie in den bakteriologischen Labors in Europa am Ende des 19. Jahrhunderts Bakterien als epistemische Gegenstände erzeugt und stabilisiert wurden, mit sprachlichen und anderen Mitteln gleichermaßen. Forscher wie Robert Koch, so Sarasin, machten Bakterien 'sichtbar', indem sie Spuren und Differenzen verschiedener Ordnung produzierten, Labor-Grapheme im weitesten Sinne.<sup>35</sup> Diese Spuren nun, das ist für Sarasin entscheidend, erlangten Bedeutung allein innerhalb eines differenziellen System von Zeichen: Ihr Sinn kam nicht durch eine Referenz auf eine Natur außerhalb der

<sup>33</sup> Müller, *Tropen*, S. 93.

<sup>34</sup> Vgl. Shang-Jen Li's Analyse von Patrick Mansons Bezeichnung von Moskitos als „nurse“ der Filarien-Parasiten der Elephantiasis. Li argumentiert, dass Mansons Begriff bestimmte Gendercodierungen von Reproduktionsmechanismen und Auffassungen der sexuellen Arbeitsteilung in der Natur spiegele. (Li, „The Nurse of Parasites“).

<sup>35</sup> Sarasin bezieht sich hier auf Hans-Jörg Rheinbergers Begriff des epistemischen Dinges, welches durch wissenschaftliche Experimentalsysteme und Evidenzverfahren abgegrenzt und erzeugt werde: „Der Raum wissenschaftlicher Darstellung erweist sich als ein Raum der Herstellung von epistemischen oder 'graphematischen' Objekten“, postulieren Rheinberger und Michael Hagner in diesem Sinne („Experimentalsystem“, S. 17) und schließen dabei an Derridas Begriffe von „Spur“ und „Graphem“ an (Derrida, *Grammatologie*, grundlegend S. 114-130). Zu Rheinbergers Begriff des epistemischen Dinges siehe auch ders., *Experimentalsysteme und epistemische Dinge*, S. 24-30.

Repräsentationssysteme zustande, sondern entstand durch die Produktion von Differenzen innerhalb einer Darstellungstechnik, durch Signifikanten die sich „gegenseitig erhellen“<sup>36</sup>. Die bakteriologischen Färbetechniken etwa, die Robert Koch verwandte, um bestimmte Bakterien als Verursacher des Milzbrandes sichtbar werden zu lassen, produzierten optische Unterschiede zwischen körperfremden und körpereigenen organischen Materialien und machten dabei zugleich auch andere Differenzen unsichtbar (etwa die zwischen körpereigenen Zellstrukturen). Für Sarasin ist das epistemische Ding „Bakterium“ das Produkt einer „metaphorischen“ Operation, weil seine visuelle Heraushebung aus dem Präparat genau dem ‘markierenden’ Effekt von Metaphern auf sprachlicher Ebene entspräche: „Metaphern haben die Funktion, bestimmte Dinge hervorzuheben, indem sie das Erkenntnisobjekt mit einem fremden ‘Sprachstoff’ einfärben“.<sup>37</sup> Sarasins weiter Begriff des Zeichens erlaubt es ihm, diese Produktion von Laborgraphemen auch in Beziehung zu den sprachlichen Mitteln zu setzen, mit denen Bakteriologen wie Koch vom epistemischen Gegenstand des Bakteriums redeten und ihn linguistisch evident machten.<sup>38</sup> Es waren, so Sarasin, vor allem aus anderen Diskursen übertragene Metaphern der Invasion, des Eindringens, der Einschleppung und der Migration, die dazu dienten, die neuartigen bakteriologischen Phänomene „durch eine importierte ‘Färbung’ hervorzuheben und damit zu signifizieren.“<sup>39</sup>

Sarasins Analysemodell des differentiellen Zeichengewebes hat den Vorteil, den Wechselbeziehungen zwischen visuell-materiellen Laborgraphemen, sprachlichen Zeichen, figuraler Rede und anderer Darstellungssystemen eine große Bedeutung einzuräumen. Ein Bildtext wie derjenige Krauss’, der verschiedenste zeitgenössisch geläufige Darstellungsformen der „Malaria“ kombiniert, stellt ja in der Tat ein sehr komplexes semiotisches Gebilde aus Schrift, Graphiken, Photographien von Mikroorganismen etc. dar, die alle gemeinsam an der Erzeugung und Kommunikation der „Malaria“ arbeiten. Gleichzeitig muss man sich fragen, ob Sarasins fast ausschließliche Aufmerksamkeit für das ‘Metaphorische’ solcher Zeichengewebe nicht selbst auch wichtige Differenzen einebnet und dabei eine bestimmte Hierarchie der Zeichen im bakteriologischen Wissen selbst vernachlässigt.<sup>40</sup> Es ist nützlich, sich in diesem Zusammenhang daran zu erinnern, dass Jacques Lacan selbst das Gleiten der Signifikanten über den Signifikanten nicht als unbegrenzt begriffen hat, sondern davon ausging, dass an bestimmten „Steppunkten“ (*points de capiton*) Signifikanten und Signifikate verknüpft und so die Signifikantenkette am Subjekt angeheftet und ihre

<sup>36</sup> Sarasin, „Visualisierung des Feindes“, S. 441.

<sup>37</sup> Sarasin, „Visualisierung des Feindes“, S. 436. Meine Paraphrase bezieht sich auf die Seiten S. 427-444 von Sarasins Artikel. Sarasins Argument scheint hier selbst metaphorisch zu werden, wie die Führungszeichen um den Begriff „Sprachstoff“ andeuten. Man muss sich fragen, ob eine funktionale Äquivalenz sprachlicher Metaphern und bakteriologischer Färbetechniken Grund genug ist, letztere als metaphorisch zu bezeichnen.

<sup>38</sup> Sarasin spricht von einer „Kontinuität zwischen dem System graphematischer Spuren und dem Sprechen der Wissenschaftler“ („Visualisierung des Feindes“, S. 443).

<sup>39</sup> Sarasin, „Visualisierung des Feindes“, S. 444.

<sup>40</sup> Eher beiläufig kommt Sarasin auch auf metonymische Elemente des bakteriologischen Wissens zu sprechen. So spricht er in Anlehnung an Lacan von den „Bewegungen von Metapher und Metonymie als Verschiebungen und als ‘Gleiten’ der Signifikanten“ und von der „metonymischen Verknüpfung“ des Auftretens von Mikroorganismen mit Migrationsvorgängen („Die Visualisierung des Feindes“, S. 439 u. 448).

Bedeutung ausgerichtet werde.<sup>41</sup> In einer jüngeren Ideologiekritik des „Steppens“, wie sie Slavoj Žižek formuliert, sind es dementsprechend die Verankerungspunkte des soziosymbolischen Zeichengewebes („Freiheit“, „Sozialismus“ etc.), auf die sich die Aufmerksamkeit des Gesellschaftsanalytikers richtet.<sup>42</sup> Chantal Mouffe und Ernst Laclau haben Lacans Konzept des *point de capiton* schon vor einiger Zeit als Vorstellungsmodell der „partiellen“ Bedeutungsfixierung für die Untersuchung diskursiver Hegemonien adaptiert.<sup>43</sup>

Auch ohne seine psychoanalytischen und subjekttheoretischen Implikationen lässt sich das Modell der „verstepten“ Signifikantenkette gut für eine Analyse der Zeichenverhältnisse der Malaria nach 1900 verwenden. Der Erreger bzw. der Malariaparasit wird dann als ein Steppunkt der Krankheit beschreibbar, d.h. als Punkt einer Bedeutungsfixierung, die das Zeichengewebe der Malaria vollständig neu ausrichtete und in einer realen biologische Referenz der Krankheit verankerte. Als Form des Versteppens lässt sich dann der Gebrauch aller Zeichensysteme und Evidenzverfahren begreifen – Wörter, Begriffe, Diagramme, Photographien, Zeichnungen, Färbetechniken etc. – die den Parasiten als biologische Essenz der Krankheit darstellten und hervorbrachten und so die „Malaria“ neu bestimmten. Der Parasit wurde dabei zugleich zur ersten, *ursprünglichen* Metonymie der Krankheit; aus einer unverzichtbaren Ursache wurde die Verkörperung der Krankheit selbst.

Der Darstellung des Malaria-Parasiten in Krauss' Artikel (*Abb. 18*) lassen sich einige wichtige Prinzipien und Verfahren des epistemologischen Steppens ablesen, mit denen die Malariaerreger um 1900 zu einer primären Verkörperung der Krankheit gemacht wurden. Dazu zählte zunächst und vor allem die Definition der Malaria über ihre „notwendige Krankheitsursache“<sup>44</sup>, den Erreger, welche ältere Bestimmungen der Krankheit über ihre miasmatische Ursachen (*mala aria*) und Symptome (*Wechselfieber*) ablöste. „Alle unbestimmten Theorien“, so notierte Krauss in seinem Artikel, „haben der klaren Tatsache weichen müssen: an Malaria erkrankt ein Mensch nur dann, wenn durch den Stich eines selbst kranken Anophelesweibchens die Malariakeime in sein Blut übertragen worden sind.“<sup>45</sup> Diese Neustiftung des Krankheitsbegriffes „Malaria“ durch die Erreger führte auch zu der im vierten Kapitel dieser Arbeit beschriebenen Binnendifferenzierung der Krankheit in drei verschiedene, erregerdefinierte Arten, die Krauss in seinem Artikel auch in der Darstellung dreier Fieberkurven vornahm. Mit George Canguilhem gesprochen hat man es hier mit einer „ontologischen Krankheitsauffassung“ zu tun, die das Wesen der Malaria in der Materialität des Erregers findet. Für Canguilhem war die Plausibilität dieser Auffassung für den Erfolg der Mikrobentheorie Pasteurs zumindest teilweise mitverantwortlich. Eine Mikrobe „kann man nämlich sehen, selbst wenn es dazu der komplizierten Mitwirkung des Mikroskops, der Farbstoffe und Kulturen bedarf, während man hingegen ein Miasma oder einen

---

<sup>41</sup> Lacan, „Subversion des Subjekts und Dialektik des Begehrens im Freudschen Unbewussten“, in: *Schriften II*, S. 179f.

<sup>42</sup> Vgl. zum Beispiel Žižek, „Hegel's Logic of Essence“, S. 234ff.

<sup>43</sup> Laclau und Mouffe formulieren: „Any discourse is constituted as an attempt to dominate the field of discursivity, to arrest the flow of differences, to construct a centre. We will call the privileged points of the partial fixation *nodal points*.“ (*Hegemony and Socialist Strategy*, S. 112)

<sup>44</sup> Schlich, „Konstruktion der notwendigen Krankheitsursache“. Zur Bedeutung des Erregers für die Konstruktion von Krankheitsentitäten siehe dort v.a. S. 202-212.

<sup>45</sup> Krauss, „Die Malaria“, S. 2.

okkulten Einfluss nicht wahrzunehmen vermag. Wer ein bestimmtes Sein sieht, kann auch eine Handlung ins Auge fassen.<sup>46</sup> Die zeitgenössische Malarialiteratur bietet zahllose Beispiele für die Behauptung, in den Parasiten auf das *Wesen* der Krankheit selbst gestoßen zu sein. Robert Koch etwa erklärte 1898 vor der Deutschen Kolonial-Gesellschaft, man habe mit den Mikroben das „eigentliche Wesen“<sup>47</sup> der Malaria entdeckt; der Parasitologe Fritz Kerschbaumer sprach 1901 in seinem Standardwerk *Malaria, ihr Wesen, ihre Entstehung und ihre Verhütung* von der „wahren Natur“<sup>48</sup> dieser Krankheit, die Laveran in ihrem Erreger aufgefunden habe. Wie in der Medizingeschichte mittlerweile ausführlich gezeigt worden ist, rückten durch diesen bakteriologischen Essentialismus verschiedene andere Konzeptionen von Infektionskrankheiten, die epidemiologische, ökologische und sozialökonomische Erklärungen mit einbezogen, in den medizinischen Debatten für Jahrzehnte an den Rand; erst nach 1920 wurden sie, so der Medizinhistoriker Andrew Mendelsohn, im Zuge eines „Übergangs von der Mono- zur Multikausalität“<sup>49</sup> mit neuem Interesse weiterverfolgt.

Nun war auch im Fall der Malariaparasiten die „unvergleichliche Vergegenständlichung der Krankheit“<sup>50</sup> im Erreger nicht einfach eine Gegebenheit des bakteriologischen Wissens sondern ein komplexer technischer Prozess, in dem mikroskopischen Techniken und Färbeverfahren eine Hauptrolle zukam. Anders als Bakterien nämlich ließen sich die parasitischen Erreger der Malaria nicht in Reinkulturen züchten. In Krauss' Artikel bekommt man von diesem Prozess ein stark schematisiertes Endprodukt zu sehen, das zu einer graphischen Darstellung der „Entwicklung des Tertiana-Parasiten“ verarbeitet ist (*Abb. 15*). Solchen visuellen Darstellungen von Parasiten ging, um einen Begriff Thomas Schlichs in den parasitologischen Kontext zu übertragen, eine ganze „Kultur des bakteriologischen Sehens“<sup>51</sup> voraus, die neben den technischen Voraussetzungen von den Medizinern auch eine große Menge Erfahrung verlangte. In der tropenmedizinischen Fachliteratur wurde immer wieder betont, wie schwierig es auch für den Fachmann sei, in korrekt eingefärbten Blutpräparaten die gesuchten Krankheitserreger zu identifizieren. Nur ein in der Analyse solcher Präparate geübter Arzt, so warnte der Tropenhygieniker Däubler, sei in der Lage, „selbst die einfache Unterscheidung der Malariaparasiten von Kunstprodukten und Fremdkörpern“<sup>52</sup> vorzunehmen. Sein Kollege Albert Plehn empfahl jedem jungen Tropenarzt, zunächst geduldig mit einigen hundert Blutpräparaten zu üben, „sonst kommt er aus der Unsicherheit gar nicht heraus und leicht in die Lage, die ganze Mikroskopie nach einer Anzahl von Irrtümern und Misserfolgen [...] an den Nagel zu hängen.“<sup>53</sup> Beide Mediziner rieten ihren Kollegen vor Ort, sich auf die Färbung der „endoglobulären“

---

<sup>46</sup> Canguilhem, *Das Normale und das Pathologische*, S. 19.

<sup>47</sup> Koch, „Ärztliche Beobachtungen in den Tropen“, S. 327, 332.

<sup>48</sup> Kerschbaumer, *Malaria* (1901), S. 10.

<sup>49</sup> Mendelsohn „Von der ‘Ausrottung’ zum Gleichgewicht“, S. 263. Vgl. auch Labisch, *Homo Hygienicus*, S. 133ff.

<sup>50</sup> Gradmann, *Krankheit im Labor*, S. 15.

<sup>51</sup> Schlich, „Repräsentationen von Krankheitserregern“, S. 170. Schlich untersucht in seinem Aufsatz Robert Kochs Darstellung von *Bakterien* als Krankheitserreger und die dafür bedeutsamen Techniken der Identifizierung, Photographie und Mikroskopie. Es würde einer genaueren als der hier möglichen Analyse bedürfen, um zu beschreiben, in welchen technischen Aspekten die Darstellung von Parasiten wie der Malariaplasmodien von den von Schlich untersuchten Verfahren abwich.

<sup>52</sup> Däubler, *Grundzüge der Tropenhygiene* (1900), S. 281.

<sup>53</sup> A. Plehn, „Die Blutuntersuchung in tropischen Fiebergegenden“ (1897), S. 16.

Parasitenformen zu konzentrieren, also deren Entwicklungsphase innerhalb der roten Blutkörperchen (Stadien 1.-3. in Krauss' Graphik). Sie forderten sogar, dass nur in diesen

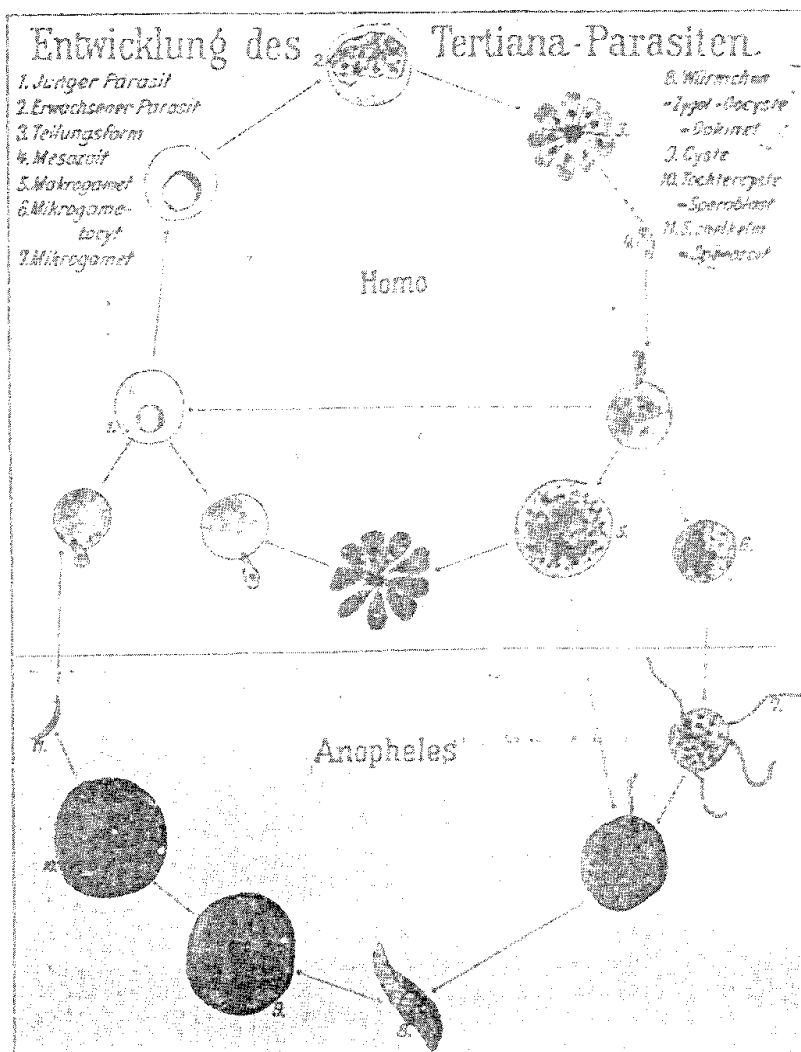


Abb. 18: Krauss, „Die Malaria“ (S. 3)

Stadien nachgewiesene Erreger überhaupt „als Malariaparasiten angesprochen werden“<sup>54</sup> dürften. Bei einer zweckmäßigen Einfärbung des Präparates mit Methyleneblau lasse sich in dieser Entwicklungsphase eine „Differenzierung der Struktur der Malariaparasiten“ innerhalb der roten Blutkörperchen beobachten: „Das Chromatin erscheint leuchtend rot, das Protoplasma blau, die Erythrocyten rot bis braunrot.“<sup>55</sup> Die Erzeugung bakteriologischer Spuren war also streng nach medizinischen Autoritätsniveaus gegliedert. Die oftmals sehr ausführlich und kostspielig illustrierten Bildapparate der Fachliteratur stellten regelrechte Sehschulen und Nachschlagewerke für die Tropenärzte

<sup>54</sup> Däubler, *Tropenhygiene*, S. 281.; vgl. A. Plehn, „Blutuntersuchung“, S. 16.

<sup>55</sup> Däubler, *Tropenhygiene*, S. 283.

dar. Sie waren „Epistemologica“<sup>56</sup> im Sinne Hans-Jörg Rheinbergers, dauerhaft gemachte Wissensobjekte mit didaktischer Funktion, an denen Sachverhalte aufgeklärt und der ärztliche Blick kalibriert werden konnte. Eine Monographie Hans Ziemanns über die Malariaparasiten enthielt zu diesem Zweck nicht weniger als 160 farbige Zeichnungen und Photogramme von Parasiten in verschiedensten Entwicklungsstadien (wobei der Exzess der Darstellung allerdings auch über ihren Gebrauchswert hinauszudeuten scheint).<sup>57</sup> Diese Illustrationen wiederum bedurften ausführlicher Erläuterungen in den begleitenden Texten:

Im nach unserer Methode gefärbten Präparat stellt sich der junge Parasit, der eben ein rotes Blutkörperchen befallen, dar als bestehend aus einem intensiv karmingefärbten Chromatinklumpchen, von runder, ovaler, manchmal auch etwas in die Länge gestreckter Figur, umgeben von einer breiteren oder schmälere, manchmal kaum sichtbaren achromatischen Zone und dem zartblau gefärbten Protoplasmaleibe (vergl. Taf. I, 1, 12, 14, Taf. II, 1, 14, 22, Taf. IV, 1 und 24.).<sup>58</sup>

Mit Sarasin muss man hier tatsächlich von einer wechselseitigen ‚Erhellung‘ der vor Ort erstellten Parasitenbefunde und den in der Fachliteratur abgedruckten Photographien sprechen: Was ein Malariaparasit war, entschied das von einem Fachmann kommentierte Bild eines Malariaparasiten. In Krauss’ Graphik zum Entwicklungszyklus des ‚Tertianaparasiten‘ sind all diese darstellungstechnischen Voraussetzungen unsichtbar geworden. Es scheint den Parasiten so schon immer gegeben zu haben, als Wesen der Krankheit und nicht als Spur.<sup>59</sup>

Mit dieser Verwesentlichung des Parasiten verbindet sich in Krauss’ Graphik eine zweite, auch in anderen Malariawerken zu findende Darstellungsstrategie, nämlich die visuelle und semiotische Isolierung des Erregers von seiner organischen Umwelt. Interessanterweise führt Ludwik Fleck in seiner Kritik des bakteriologischen Infektionsbegriffs gerade die ‚Malariaplasmodien‘ als Beispiel eines Organismus an, der die Vorstellung ‚fixer Grenzen‘ zwischen verschiedenen biologischen Entitäten infrage stelle. Viele Arten, so Fleck, hingen in ihren fundamentalen Lebensfunktionen ganz vom ‚harmonischen Eingreifen‘ anderer Lebewesen ab, bestimmte Pflanzen zum Beispiel, die von ‚Käfern befruchtet werden, oder Malariaplasmodien, deren Lebenszyklus auf ein Wandern zwischen Mücke und Mensch angewiesen ist.“<sup>60</sup> Nun kann man sicher darüber streiten, wie ‚harmonisch‘ die Interaktion von Malariaparasit und Wirt tatsächlich ist. Instruktiv an Flecks Bemerkung ist aber der Hinweis, dass es für die Malariaparasiten – im Unterschied zu vielen Bakterien – gar kein *Außerhalb* des Körpers ihrer Wirte gibt. Robert Koch sprach diesen Umstand auf geradezu poetische Weise an, als er 1898 über mögliche Infektionswege der Malaria spekulierte und meinte, es sei ganz undenkbar, „dass so zarte und hilflose Wesen wie die Malariaparasiten, welche dem parasitischen Leben im Blute so innig angepaßt sind, in die Luft übergehen und in derselben in

---

<sup>56</sup> Rheinberger, *Epistemologie des Konkreten*, S. 337f.

<sup>57</sup> Ziemann, *Über Malaria- und andere Blutparasiten nebst Anhang. Eine wirksame Methode der Chromatin- und Blutfärbung* (1898).

<sup>58</sup> Ziemann, *Malaria- und andere Blutparasiten* (1898), S. 19f. Zur Notwendigkeit der schriftlichen Erläuterung der Photographien von Krankheitserregern vgl. Stepan, *Picturing Tropical Nature*, S. 169f.

<sup>59</sup> Vgl. die entsprechende Schlussfolgerung von Schlich, ‚Repräsentationen von Krankheitserregern‘, S. 188.

<sup>60</sup> Fleck, *Entstehung einer wissenschaftlichen Tatsache*, S. 81.



ausgetrocknetem Zustande, d.h. in Staubform, von einem Kranken auf einen anderen gesunden Menschen übergehen sollten.“<sup>61</sup> Um den Sachverhalt noch plastischer zu fassen: Bevor sie am Ende des 19. Jahrhunderts in hauchdünner Schichtung auf den transparenten Objektträgern europäischer Mediziner landeten, hatten die Malariaplasmodien wohl in ihrer gesamten Entwicklungsgeschichte noch kein Tageslicht gesehen. Gerade von der „innigen“ Anpassung der Malariaparasiten an das Leben im Körper anderer Organismen wird in Krauss’ Graphik und vielen ähnlichen Illustrationen indes abstrahiert. Der Tertiana-Parasit erscheint hier als autonomer Akteur in einem visuellen Vakuum, wobei die Wirtsorganismen „Homo“ und „Anopheles“ überhaupt nur in Schriftform und damit in einem kategorial anderen Zeichensystem repräsentiert werden; am Krankheitsprozess beteiligte Organe wie die Milz des Menschen oder der Magen der Mücke sind nicht abgebildet. Bei oberflächlicher Betrachtung der Graphik könnte man zudem alle der dargestellten Entwicklungsstufen für Repräsentationen des Parasiten allein halten. Tatsächlich aber sieht man in einer Reihe von Bildern den Parasiten *innerhalb* anderer organischer Strukturen (z.B. in den Teilabbildungen 1. -3.), während sich die Legende in diesen Fällen auf die Angaben „junger“ bzw. „erwachsener Parasit“ beschränkt.

Diese lebensgeschichtliche Begrifflichkeit („jung“, „erwachsen“) wiederum ist symptomatisch für ein weiteres Darstellungsprinzip von Krauss’ Graphik, nämlich die biographische Individualisierung „des“ Tertian-Parasiten.<sup>62</sup> Die „Entwicklung“ des Parasiten verläuft in Krauss’ Diagramm zirkulär und linear. Tatsächlich ist für die Plasmodien indes gerade eine gleichsam plurale und verstreute Existenzweise charakteristisch, im Unterschied etwa zu den sich durch Teilung vermehrenden Bakterien. Keiner „der“ Parasiten durchläuft die bei Krauss dargestellten Entwicklungszyklen zur Gänze, in verschiedenen Phasen findet vielmehr eine parallele Entwicklung ‘weiblicher’ und ‘männlicher’ Gametozyten und eine ungeschlechtliche Vermehrung durch Teilung im Blut des Menschen statt. Die „Schizogenie“ der Parasiten (Stadium 3 und 4) ist bei Krauss (und in vielen ähnlichen Darstellungen) visuell unauffällig gestaltet. Die Phase der geschlechtlichen Vermehrung erscheint am rechten Bildrand nur als kleine Abweichung von der idealen Kreisform der Entwicklung der Parasiten im Körper der Mücke. Die Darstellung singularisiert und individualisiert so den Parasiten. Im Zusammenspiel all dieser Strategien der Essentialisierung, Autonomisierung und Individualisierung „des“ Erregers entsteht so ein bestimmtes Bild der Körperlichkeit und Materialität des Parasiten, das auf eine organische Vergegenständlichung der Krankheit hinausläuft. Der Parasit ist ein Organismus mit klaren Formen und Grenzen und die Krankheit ein Eindringen desselben in einen fremden Körper. Die „Malaria“ hat hier ein „bestimmtes Sein“ (Canguilhem) und eine reale biologische Referenz erhalten.

Man muss nur einen einzigen, allerdings relativ langen Satz aus dem Malaria-Kapitel von August Hirsch’ *Handbuch der historisch-geographischer Pathologie* von 1860 lesen, um einen Eindruck von einer ‘unverstepten’ Signifikantenkette der Malaria ohne eine solche Referenz zu bekommen:

<sup>61</sup> Koch, *Ärztliche Beobachtungen in den Tropen*, S. 338.

<sup>62</sup> Die Begriffe „junger“ und „erwachsener“ Parasit waren gängige Bezeichnungen, siehe etwa Ziemann, *Malaria- und andere Blutparasiten*, S. 33.

Bei weitem wichtiger [als die Beschaffenheit des Bodens] erscheint die Natur der *Gesteinsart* und der Gehalt des Bodens an *organischem Detritus* [Schwebestoffen, SB] zu sein und es kann, mit gleichzeitiger Berücksichtigung der zuvor bezüglich der Feuchtigkeitsverhältnisse gewonnenen Resultate, als ein feststehender Erfahrungsschatz ausgesprochen werden, dass Malariafieber vorzugsweise in solchen Gegenden endemisch herrschen, wo die Beschaffenheit der Bodenoberfläche an sich oder die unterhalb derselben befindliche Gesteinsart ein schnelles Abfließen der in den Boden eingedrungenen Feuchtigkeit nach unten verhindert, und dass die Krankheit extensiv und intensiv um so stärker hervortritt, je reicher der Boden gleichzeitig an organischem (speziell vegetabilischem) Detritus ist – Eigentümlichkeiten, welche sich am entwickeltesten im *Sumpfboden*, demnächst aber in flachem, mit reichem Alluvium bedeckten, stark bewässerten Ebenen, daher namentlich auf den, periodischen Überschwemmungen ausgesetzten Flussufern oder Meeresküsten, in beschränkterem Masse unter vielen andern ähnlichen Verhältnissen angetroffen werden, und in der Tat so vorherrschend den landschaftlichen Charakter der eigentlichen Malarialänder oder Malariagebiete bilden, dass die, von einzelnen Seiten allerdings mit grosser Einseitigkeit geltend gemachte, Theorie von dem Ursprunge der Malaria aus dem feuchten, humusreichen (resp. sumpfigem) Boden unter dem Einflusse höherer Temperaturgrade vor sich gehenden Zersetzungsprozesse organischer Substanzen, oder doch von der wesentlichen Abhängigkeit der Malariagenese von diesem Vorgange, fast allgemeine Anerkennung gefunden hat.<sup>63</sup>

Dieser Satz ist genau in jenem vorsichtigen Stil der Häufung verfasst, den Bruno Latour zufolge die Hygieniker in vorbakteriologischer Zeit benutzten, um nur ja keinen möglicherweise bedeutsamen Faktor der Krankheitsentstehung unerwähnt zu lassen.<sup>64</sup> August Hirsch selbst war dabei ausdrücklich der Ansicht, dass die Ursache der beschriebenen Krankheit ungeklärt sei und all die von ihm aufgezählten ätiologischen Faktoren „an sich nicht die Malaria repräsentieren.“<sup>65</sup>

## Die Spur des Erregers

Ähnlich Krauss' Artikel stellt auch die Kolonialnovelle *Sumpffieber* (1909) des österreichisch-ungarischen Schriftstellers und Journalisten Hermann Bessemer einen Bildtext der Malaria dar, allerdings in einem etwas anderen und beschränkteren Sinn.<sup>66</sup> Diese Publikation nämlich enthält nur eine einzige Illustration, die Abbildung einer spärlich bekleideten afrikanischen Frau im Mehrfarbendruck vor Palmenhintergrund auf dem Buchumschlag (*Abb. 19*). Insofern es sich hier allerdings um die detaillierte Illustration einer Schlüsselszene der Novelle selbst handelt, lässt sich auch dieses Bild-Text-Ensemble als „Bildtext“ im Sinne Mitchells begreifen: beide Repräsentationssysteme arbeiten gemeinsam an der Darstellung einer bestimmten und zugleich vieldeutigen Form der Infektion. Und auch hinsichtlich ihrer emblematischen

---

<sup>63</sup> Hirsch, *Handbuch der historisch-geographischen Pathologie* (1860), S. 51.

<sup>64</sup> Latour, „Krieg und Frieden“, S. 122.

<sup>65</sup> Hirsch, *Handbuch der historisch-geographischen Pathologie*, S. 56.

<sup>66</sup> Hermann Bessemer (1883-1943) war unter anderem beim *Wiener Neuen Journal* tätig. Dem online zugänglichen Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstands ist zu entnehmen, dass der jüdische Journalist im Mai 1941 in Ungarn wegen „Spionageverdachts“ von der Gestapo erkennungsdienstlich erfasst und wegen „Vergehens nach dem Heimtückegesetz“ und „Rundfunkverbrechens“ zu 18 Monaten Kerkerhaft verurteilt wurde. Im Mai 1943 wurde Bessemer nach Auschwitz deportiert, wo er am 8.11.1943 unter nicht genau geklärten Umständen umkam (<http://de.doew.braintrust.at>).

Funktion ist dieses Illustration – selbst eine Kombination der Zeichnung mit dem Schriftzug „Sumpffieber“ – , dem Moskito unter Krauss’ „Malaria“-Überschrift vergleichbar. Allerdings verweist der Begriff „Sumpffieber“ hier gerade auf vorbakteriologisches Malariawissen und dessen traditionsreiche Ausgestaltung zu einer Metapher der moralischen und sexuellen Degeneration.<sup>67</sup> So präsentiert die Zeichnung die afrikanische Frau in einer Pose der Prostitution, die an einen weißen männlichen Betrachter adressiert scheint. Damit wird das „Sumpffieber“ des Titelbildes noch vor Lektüre der Novelle selbst als eine Allegorie der sexuellen Korruption lesbar. Bedeutungsspuren des Parasiten sind in diesem Bildtext auf den ersten Blick nicht auszumachen.

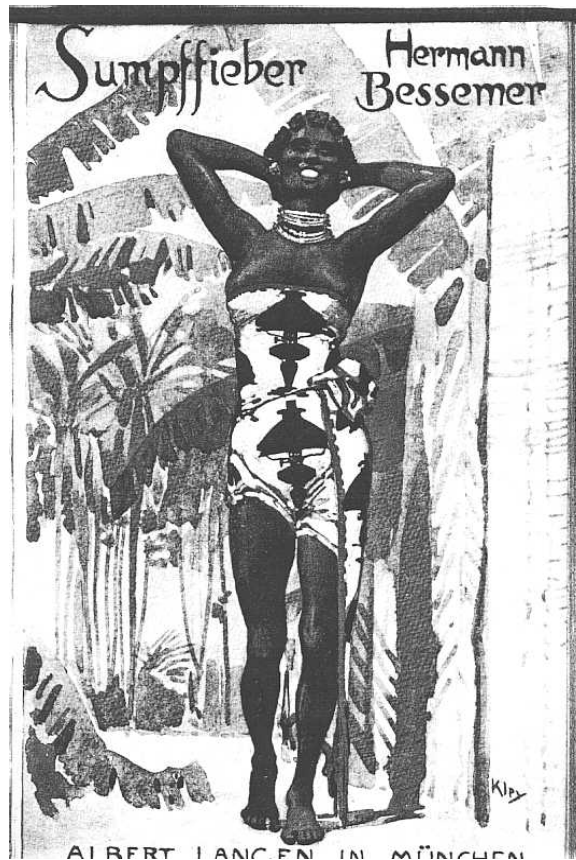


Abb. 19, Hermann Bessemer, „Sumpffieber“ (Umschlagillustration)

Man muss Bessemers Novelle zugute halten, dass sie sich der Klischees des erotischen Exotismus auf eine ironisch viel gebrochenerere Weise bedient, als es die Titelillustration vermuten lässt. Schon die Erzählperspektive der Novelle erzeugt einen gewissen Abstand zum geschilderten Geschehen. Beim Helden und Ich-Erzähler Franz Aumann nämlich handelt es sich um den aus Wien stammenden Betreiber einer Sisalplantage in Deutsch-Ostafrika, was dem Autor die Gelegenheit gibt, die Banalitäten und Brutalitäten des deutschen Kolonialalltags im beißenden Plauderton des Wiener Schmähs zu kommentieren. Zugleich führt Aumann an der eigenen Person die Ambivalenzen des

<sup>67</sup> Vgl. hierzu den Abschnitt „Eine Fieberfahrt ins Leben“ im fünften Kapitel dieser Arbeit.

kolonialen Begehrens und der sexuellen Kolonialherren-Attitüden vor. Eben noch hatte er sich vorgenommen, nicht im tropischen Afrika nicht den „Pascha“ spielen zu wollen und beim Eintreffen auf seinem neuen Grundbesitz die Kolonialideologie der Zivilisationsmission ironisiert („Und ich machte eine große, runde, besiedelnde Gebärde über den Wald und die Steppe hin“<sup>68</sup>). Wenig später schon knüpft Aumann ein Konkubinat mit einer koketten „Braunen“<sup>69</sup> namens Faida an, von der er im folgenden vor allem in zoologischer Begrifflichkeit sprechen wird. Der in der Titelillustration angespielte Blick eines männlichen Begehrens ist der seine. Nach Afrika verschlagen hat Aumann das abrupte Ende seiner Offizierslaufbahn durch eine „Stimmbandlähmung“ [!], die auch seiner Verlobung mit einer Tochter aus reichem Wiener Hause die Geschäftsgrundlage entzogen hat. In Afrika findet er mit Faida eine afrikanische Hausgenossin, deren sexuelle Dienste er mit Unterkunft und Essen vergütet. Nachdem sie ihn bestohlen und verlassen hat, schlägt Aumann aus Trotz eine Gelegenheit zur Rückkehr nach Wien aus und besucht abends ein Bordell mit schwarzen Prostituierten. Postkoital machen sich bei ihm die ersten Symptome eines Malariafiebers bemerkbar, das er nur knapp überlebt. Nach wochenlanger Behandlung im Hospital von Tanga kann Aumann schließlich doch die Heimreise antreten. Sein letzter Spaziergang in Afrika führt ihn über den Friedhof von Daressalam, wo die wenigen glücklichen Kolonisten ihre letzte Ruhe gefunden haben.

Bessemers Darstellung der Malaria ähnelt einer ganzen Reihe europäischer Kolonialromane und tropenhygienischer Texte um 1900, in denen die Krankheit eng mit der verführerischen Sexualität schwarzen Frauen assoziiert und fast als eine Art Syphilis der Kolonien beschrieben wurde. Der Tropenmediziner Nocht etwa warnte in seiner offiziellen *Tropenhygiene* anspielungsreich, so „mancher junge Mann“ habe seine Malaria oder sogar seinen Tod einer „in einer Negerhütte leichtsinnig verbrachten Nacht zu verdanken gehabt“ – bekanntlich wimmle es dort von infizierten Mücken.<sup>70</sup> Besonders groß sind die Übereinstimmungen von *Sumpffieber* mit dem Roman *L'Amour et la mort* (1890) des französischen Mediziners, Schriftstellers und Kolonialkritikers Paul Vigné d'Orton, der vom Kontakt einer Gruppe junger französischer Rekruten im Senegal mit afrikanischen Prostituierten handelt. Ein Soldat nach dem anderen verfällt der körperlichen und moralischen Degeneration, erschöpft durch sexuelle Exzesse, Fieber und Anfälle sadistischen Wahnsinns. Ein Satz aus der Einleitung eines späteren Werkes von d'Octons, des Romans *Martyrs lointains*, könnte Bessemers Novelle gut als Motto dienen: „Wenn die Schwarze Venus dich umarmt und die Malaria, diese dunkle Fee der Sumpflandschaften, ihre Zähne in deine Lenden senkt, wenn sie dich frieren lässt, nachdem sie dich verbrannt hat, gibt es nur einen Weg zur Flucht und zwar das nächste Schiff zurück nach Frankreich.“<sup>71</sup>

In ihrer Interpretation von d'Octons Romanen hat Jennifer Yee ausführlich die trianguläre Assoziation von Rasse, Krankheit und Sexualität in der Figur der schwarzen *femme fatale* untersucht.<sup>72</sup> Sie knüpft damit an die anschlägigen Theoreme Sander

<sup>68</sup> Bessemer, *Sumpffieber*, S. 11f.

<sup>69</sup> Bessemer, *Sumpffieber*, S. 28.

<sup>70</sup> Nocht, *Tropenhygiene*, S. 67.

<sup>71</sup> D'Orton, *Martyrs lointains*, Paris 1891, S. viii, zit. in Yee, „Malaria and the Femme Fatale“, S. 202.

<sup>72</sup> Yee, „Malaria and the Femme Fatale“, S. 208.

Gilmans zur Repräsentation des Fremden und Kranken als einander überlappender Imaginationsformen des Anderen an.<sup>73</sup> In seinen psychoanalytisch fundierten Überlegungen zur „Mythopoetik der Krankheit“<sup>74</sup> argumentiert Gilman bekanntlich, dass den unterschiedlichsten wissenschaftlichen und ästhetischen Darstellungen des Kranken dieselbe Tiefenstruktur eines imaginären Gegensatzes zwischen dem Eigenen und dem Fremden zugrunde liege.<sup>75</sup> So sei zu erklären, dass verschiedene Kategorien der Differenz (aus weißer, männlicher Perspektive) ungeachtet logischer Widersprüche übereinander geblendet werden können, etwa in der Figur der kranken oder infektiösen schwarzen Prostituierten.<sup>76</sup> Aufgrund dieses Tiefenbezugs auf eine Angst vor dem Fremden sind die Stereotypen der Differenz für Gilman *metaphorisch* zu verstehen, und zwar nicht als Metaphern füreinander, sondern als Analogiebildungen im Zeichen derselben fundamentalen Ängste.<sup>77</sup> In einem ähnlichen Argumentationsgang hebt Jennifer Yee hervor, dass die „Trope der Malaria“ in d’Octons Roman als Zeichen für eine anderes, „tieferes und bedeutsameres Übel“<sup>78</sup> zu interpretieren sei, nämlich eine Vermischung der Rassen.

Eine durchaus ähnliche Assoziation von Sexualität, Fieber und Rasse ist auch in Bessemers *Sumpffieber* zu finden. Ohne diese wäre auch kaum zu erklären, wie sich die Malaria gegen alles medizinische Wissen auch in diesem Text zu einer Art Geschlechtskrankheit stilisieren ließ. Zwar bleibt in der Schwebel, wie genau sich Aumann mit der Krankheit infiziert hat, die direkte narrative Abfolge von Bordellbesuch und Fieberausbruch lässt aber keinen Zweifel daran, dass zwischen beiden Geschehnissen ein direkter Zusammenhang hergestellt werden soll. Symptomatisch ist dabei auch, dass sich der Held nach der fatalen Nacht gar nicht mehr an die „Negerin Zora“ erinnern kann, deren Dienste ihm der Bordellwirt auf die Rechnung gesetzt hat. Diese Gedächtnislücke, zugleich eine erzählerische Ellipse, unterstreicht die allgemein-symbolische Bedeutung des sexuellen Kontaktes: Aumann hatte nicht infektiösen Sex mit einer konkreten Person sondern mit der schwarzen *femme fatale* im Allgemeinen – und genaugenommen sogar mit dem afrikanischen Kontinent selbst, der in der Novelle überwiegend feminin konnotiert ist.<sup>79</sup> Auch seine vormalige Konkubine Faida ist in diese Mythopoetik der Ansteckung einbezogen, denn bei der Auswahl einer Prostituierten fällt Aumann seine frühere „schwarze Dirne“<sup>80</sup> wieder ein. Das Titel-Bild der Novelle geht in dieser Hinsicht sogar noch einen Schritt weiter, stellt es doch einen direkten Zusammenhang zwischen der erotischen Verlockung durch Faida und dem „Sumpffieber“ her. Kein Zufall ist auch, dass der jüdische Unternehmer und Hotelbesitzer Gerber, in *Sumpffieber* Symbolfigur

<sup>73</sup> Vgl. Gilman, *Disease and Representation*, S. 1-17 (hier S. 8) sowie Gilmans programmatische Einleitung über die Analyse von Stereotypen des Pathologischen in seiner Studie *Difference and Pathology*, S. 15-35.

<sup>74</sup> Gilman, *Disease and Representation*, S. 8.

<sup>75</sup> Gilman, *Disease and Representation*, S. 3. Gilman geht hier so weit, das „Bild“ aller Krankheiten als ein „kontinuierliches“ zu bezeichnen: „[T]he image of all disease, the very face of the patient, is a continuous one, and through a study of its continuities comes a sense of the interrelationship of all our projected fears of collapse.“

<sup>76</sup> Einschlägig ist hier Gilmans Aufsatz „The Hottentot and the Prostitute“.

<sup>77</sup> Gilman, *Difference and Pathology*, S. 21-35, 16. Gilman spricht in diesem Zusammenhang auch von den „Wurzelmetaphern“ des Pathologischen: „In some cases the interdependence of stereotypical models of the world in science and in the arts is great enough to show the root metaphors that underlie both.“ (S. 23)

<sup>78</sup> Yee, „Malaria and the Femme Fatale“, S. 213 u. 205.

<sup>79</sup> So verabschiedet sich der Held bei seiner Abreise von Afrika wie von einer unheimlichen Geliebten: „Lebewohl, ich bin dir entronnen, ich verlasse Dich.“ (Bessemer, *Sumpffieber*, S. 92)

<sup>80</sup> Bessemer, *Sumpffieber*, S. 34.

einer strikt eingehaltenen Tropenhygiene, den Kontakt mit schwarzen Frauen generell meidet. Aumann trifft diesen gepflegten Herrn auf der Veranda des Bordells, wo ihn die saufenden Deutschen durch das Anstimmen eines „übertriebenen Gemauschels“ antisemitisch zu beleidigen versuchen.<sup>81</sup> Stets in einen „blinkend weißen Tropenanzug“ gekleidet, engagiert sich Gerber für die Trockenlegung mehrerer ausgedehnter „Sumpffegenden“ im Hinterland von Sansibar.<sup>82</sup> Statt sich mit „schwarzen Weibern“ einzulassen, hält er sich lieber eine „entzückende, kleine“ Engländerin als Geliebte und kann wohl auch deshalb nach zehn Jahren in den Tropen noch so rosig-gesund strahlen, „als sei er gestern in Afrika gelandet“.<sup>83</sup>

Verwoben mit dieser *Mythopoetik* der Krankheit nun allerdings lassen sich in *Sumpffieber* auch Spuren einer bakteriologischen *Wissenspoetik* der Malaria nachweisen. Aus Gilmans und Yees Interpretationsperspektive können solche Elemente des medizinischen Wissens als eher oberflächliche und nicht allzu interessante diskursive Verzierungen eines viel grundlegenderen Projektionsgeschehens erscheinen. Insofern sie aber entscheidend für die Gestaltung der Körper schwarzer Frauen zu *Metonymien* der Krankheit sind, interessieren sie hier noch mehr als die Kontinuitäten der Krankheitsmetaphorik. Die entscheidende Motivkette in Bessemers Text, die Bedeutungsspur des Parasiten in dem scheinbar vorbakteriologischen *Sumpffieber*, beginnt mit einer Szene, in der Franz Aumann bei einem abendlichen Gespräch dem deutschen Straßenbauunternehmer Jaue seine sexuelle „Not“<sup>84</sup> klagt. Diese Unterhaltung ist begleitet vom bedeutungsvollen Geschwirre einiger Moskitos im Schein einer kleinen Stehlampe, die Aumann gedankenversunken betrachtet: „Die meisten sind harmlose von der nur lästigen Art, aber dazwischen gibt es auch gefährliche, unheimlich ums Ohr summsende, mit langen blutgeschwollenen Leibern, Malariaträger, Anopheles. Wohlan.“<sup>85</sup> Wenig später geht Aumann auf die Suche nach einer afrikanischen Konkubine und begegnet der schönen Faida, an der ihm neben ihren koketten Posen auch die ungewöhnliche Musterung ihres Kleides auffällt. Faidas Anblick ist auf der Umschlagillustration der Novelle detailgenau nachgebildet:

Ihr Kleid ist ein gedruckter Batist, weißer Grund mit roter Bordüre und vier oder fünf großen, schwarzen Lampen als Muster. Gewöhnlichen Petroleumlampen. Eine Lampe brennt ihr zwischen den Schenkeln, eine zweite qualmt ihr vom Busen her ins Gesicht, eine dritte leuchtet ihr unter dem Rückgrat, ich kann gar nicht hinschauen, so grell.<sup>86</sup>

Das Motiv der Lampe taucht schließlich noch ein weiteres Mal auf, nämlich in der Nacht der Infektion, wenn Aumann sich im Schein der Lampen auf der Veranda des Bordells für eine der Prostituierten entscheidet, um später nicht im Dunkeln wählen zu müssen.<sup>87</sup>

Diese Motivsequenz hat verschiedene und durchaus gegenläufige Bedeutungseffekte. Einerseits kann Aumann als ein Moskito erscheinen, der, von der strahlenden Schönheit der schwarzen Frau angelockt, die Gefahr der Infektion ignoriert

---

<sup>81</sup> Bessemer, *Sumpffieber*, S. 64.

<sup>82</sup> Bessemer, *Sumpffieber*, S. 66 u. 71.

<sup>83</sup> Bessemer, *Sumpffieber*, S. 67.

<sup>84</sup> Bessemer, *Sumpffieber*, S. 17.

<sup>85</sup> Bessemer, *Sumpffieber*, S. 18.

<sup>86</sup> Bessemer, *Sumpffieber*, S. 24.

<sup>87</sup> Bessemer, *Sumpffieber*, S. 68.

und dabei fast zu Tode kommt, ähnlich den Mücken in der Lampe. Dazu passt, dass die Lampen auf Faidas Kleid den Blick des Helden auf erotisch konnotierte Körperteile wie „Schenkel“, „Rückgrat“ und „Busen“ seiner künftigen Konkubine lenken. Andererseits kommt die den Moskitos zugeschriebene Funktion der Malariaträgerschaft in der symbolischen Ordnung des Textes gerade den schwarzen Frauen als Infektionsquelle zu; sie wären also die Insekten. Deutlich ist aber in jedem Fall, dass hier ein neues bakteriologisches Infektionswissen die Möglichkeit schafft, die schwarzen Frauen in einer Weise als Verkörperung der Krankheit zu sehen, die vorbakteriologisch undenkbar war. Zu konstatieren ist die metonymische *Materialisierung* einer imaginären und symbolischen Beziehung von Krankheit, Sexualität und Rasse, die nur über den im Text gar nicht direkt erwähnten mikrobiologischen Krankheitserreger zustande kommt.

Warum sollte man den feinen Spuren bakteriologischen Wissens in Bessemers Novelle solle Aufmerksamkeit zuwenden? Ansteckende Körper waren zweifellos keine Erfindung der Bakteriologie, ebensowenig wie eine männliche Furcht vor infektiösen Frauen. Selbst in der Hochphase des medizinischen „Antikontagionismus“ in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gingen Mediziner davon aus, dass bestimmte Krankheiten wie Syphilis, Gonorrhöe, Pocken und Masern durch körperliche Kontakte von Mensch zu Mensch übertragen würden.<sup>88</sup> In der europäischen Literatur des 19. Jahrhunderts gibt es zudem eine Vielzahl kolonialer Infektionsphantasien, deren Geschlechtercodierung derjenigen in *Sumpffieber* ähnelt. Zu denken ist hier etwa an die Geschichte jener namenlos bleibenden schwarzen Sklavin aus Heinrich von Kleists Erzählung *Die Verlobung in St. Domingo* (1811), die, am gelben Fieber erkrankt, zur Zeit des Aufstandes der „Neger“ ihren ehemaligen Sklavenhalter einlädt, bei ihr zu übernachten: „Der Unglückliche, der weder wusste, dass das Mädchen unpässlich war, noch an welcher Krankheit sie litt, kam und schloß sie voll Dankbarkeit, da er sich gerettet glaubte, in seine Arme: doch kaum hatte er eine halbe Stunde unter ihren Liebkosungen und Zärtlichkeiten in ihrem Bette zugebracht, als sie sich plötzlich mit dem Ausdruck wilder und kalter Wut darin erhob und sprach: eine Pestkranke, die den Tod im Busen trägt, hast du geküsst; geh und gieb das gelbe Fieber allen denen die dir gleichen!“<sup>89</sup> In Guy de Maupassants Erzählung *Le Lit 29* von 1884 steckt die französische Dirne Irma Pavolin aus Rache für ihre eigene Infektion so viele preußische Besatzungssoldaten mit der Syphilis an wie ihr möglich ist. Auf ihrem Totenbett kann sie sich rühmen, mehr Feinde mit der Krankheit „verseucht“ und getötet zu haben, als ihr vormaliger Geliebter, der eitle Rittmeister Epivent, auf dem Schlachtfeld.<sup>90</sup> Was diese Infektionsphantasien allerdings von Bessemers *Sumpffieber* unterscheidet, ist eine durchaus andere Ontologie des Pathologischen. Bei Kleist, Maupassant und in anderen vorbakteriologischen Infektionsgeschichten ist die Krankheit ein substanzloser Prozess, an dem die Körper der infizierten Frauen selbst teilhaben und zugrunde gehen. In Bessemers *Sumpffieber*

<sup>88</sup> Ackerknecht, „Antikontagionismus zwischen 1821 und 1867“, S. 79. Interessant im Verhältnis zu Kleist Erzählung *Die Verlobung in St. Domingo* ist, dass Ackerknecht in seinem klassischen Aufsatz feststellt, der „moderne Antikontagionismus“ habe seinen Ausgang gerade von einer Geldfieberepidemie (1793 in Philadelphia) genommen (S. 81ff.). Der Begriff „Antikontagionismus“ bezeichnet die Lehre, dass Krankheiten nicht durch körperlichen Kontakt übertragen werden können.

<sup>89</sup> Kleist, *Die Verlobung in St. Domingo* (1811), S. 32f. Die Mehrheit zumindest der französischen Mediziner ging zu Beginn des 19. Jahrhunderts davon aus, dass das Gelbfieber keine kontagiöse Krankheit sei (vgl. Ackerknecht, „Antikontagionismus“, S. 81-86).

<sup>90</sup> Maupassant, *Das Bett 29*, S. 198.

hingegen hat die Krankheit selbst einen Körper und ein materielles „Sein“ (Canguilhem), das über Parasiten auf den Körper schwarzer Frauen vermittelt und übertragen wird. Das ist der entscheidende Unterschied zwischen ansteckenden Körpern und einer *Verkörperung* der Krankheit, wie sie auf dem Titelbild von Bessemers Novelle zu sehen ist. Auch in dieser Hinsicht ist die Abbildung also durchaus mit dem Moskito-Emblem des Dr. Krauss vergleichbar: Der sexualisierte Frauenkörper, der dort zu sehen ist, leitet seine pathologische Bedeutung von den Malariamikroben ab und wird so zu einer Figur im metonymischen Imaginarium der kolonialen Bakteriologie.

Im folgenden Kapitel wird sich noch genauer zeigen, wie bakteriologisches Wissen dazu dienen konnte, die dunklen Körper der Kolonisierten zu besonders infektiösen „Parasitenträgern“ zu stilisieren, die selbst nicht an der Krankheit zu leiden hätten. Von solchen im bakteriologischen Zeitalter besonders bedrohlichen Immunitäten ist in *Sumpffieber* nicht direkt die Rede, wohl aber von den rassenpathologischen Implikationen der Malaria im Allgemeinen. Sie kommen in einer seltsamen genozidalen Phantasie zur Sprache, die Franz Aumann am Abend vor der fatalen Nacht im Bordell entwickelt. Gemeinsam mit den saufenden deutschen Kolonisten empört er sich über die Pläne der Berliner Kolonialadministration, Privatleuten die Ausübung der Prügelstrafe zu verbieten. Das Gespräch steigert sich zu einem wüsten Geschimpfe auf die „Neger“, wobei Aumann allerdings stört, dass es bei „müßigem, theoretischen Gewäsch“ bleibt:

Wenn zumindest einer aufgestanden wäre: „Meine Herren, heute, da und da, in Kalkutta, in San Franzisko, am Südpol hat ein Chemiker das Negergift erfunden - - !“ Ich wäre hingereist. Aber keiner stand auf und sagte das. Sie schimpften bloß. Unten lachten die Schwarzen, als verstünden sie alles.<sup>91</sup>

Unter einem „Negergift“ muss man sich wohl eine ‘rassenspezifisch’ wirksame Substanz vorstellen, die den lästigen Schwarzen den Garaus machen würde, ohne den weißen Kolonisten zu schaden. Die Ironie – und vielleicht auch der Grund für das wissende Lachen der Schwarzen – ist dabei, dass zu diesem Zeitpunkt gerade die Infektion des weißen Mannes unmittelbar bevorsteht. Dem fiktiven Negergift steht also die Malaria als tatsächlich existentes ‘Weißengift’ gegenüber; am nächsten Morgen wird der Held die Fieberhitze der Krankheit wie ein „Gift“ in seinen Adern spüren.<sup>92</sup> Zugleich wird in dieser Passage aber auch eine physische Vernichtung der Schwarzen als eine Form der Parasiten- und Ungeziefervertilgung imaginiert, wobei das imaginäre „Negergift“ an „Rattengift“ erinnert. Eine solche *direkte* Assoziation der Schwarzen mit Ungeziefer und „rassisch Unerwünschten“, wie sie wenig später in antisemitischen Slogans vom „Juden als Parasiten“<sup>93</sup> vorgenommen wurden, ist durchaus ungewöhnlich für den deutschen Kolonialdiskurs und die Tropenmedizin um 1900. Im metonymischen Imaginarium der kolonialen Bakteriologie sie gehörte jetzt aber zum Bereich dessen, was denkbar war.

---

<sup>91</sup> Bessemer, *Sumpffieber*, S. 70.

<sup>92</sup> Bessemer, *Sumpffieber*, S. 77.

<sup>93</sup> Weindling, „Ansteckungsherde. Die deutsche Bakteriologie als wissenschaftlicher Rassismus, 1890-1920“, S. 367. Weindlings Aufsatz, der einen „zentralen Stellenwert der Bakteriologie in der imperialistischen Ideologie Deutschlands“ (S. 355) behauptet, endet mit den Worten: „Die Bakteriologen standen auf der Schwelle zur Ausrottung der Epidemien durch die Beseitigung der mutmaßlichen Krankheitserreger.“ (S. 374). Im folgenden Kapitel werde ich diese Ansicht durch den Hinweis zu nuancieren versuchen, dass auch im tropenmedizinischen Kontext die Bakteriologie nicht inhärent rassistisch war, wie zumindest der Untertitel von Weindlings Aufsatz nahelegen scheint.